In der Essay „Die Oma, der Mythos“ von Viktoria Klimpfinger, welche in der Online-Ausgabe der „Wiener Zeitung“ am 19. November 2020 erschienen ist, geht es um den Mythos, die Rollenbilder der Großeltern, obwohl diese nur einfache Menschen sind.

Die österreichische Autorin veröffentlicht einen Essay als Erinnerung für das simple Menschsein jeder Oma und jedes Opas. Der Text soll die typischen Merkmale jeder Oma zwar auflisten und als Stärken dieser gereiften Gesellschaft zum Ausdruck bringen, wie zum Beispiel „das unnachahmliche Kochtalent“ (Z. 166-167) jeder Großmutter, jedoch werden diese Klischees den Omas in einer „patriarchal geprägten Gesellschaft“ (Z. 221) nicht gerecht.

Dieses Thema untermauert Klimpfinger mit Werteargumenten aus ihrer Kindheit, welche dem Leser mittels Verknüpfungen und Erfahrungen jedermann plausibel unter die Nase gerieben werden. Der Text unterteilt sich in die anfänglichen Sinnesabschnitte Einsamkeit, welche zu einer festen Omafreundschaft, den coolen Stärken und der Wichtigkeit jeder Großmutter führt. Diese Tatsache verstärkt die Autorin mittels persönlicher Beispiele ihrer Oma. Eines dieser coolen Ereignisse ist die Suche nach „vermeintlichen Einbrechern“ (Z. 86) mitten in der Nacht mit einem „gezückten Küchenmesser“ (Z. 84) in der Hand. Ab Zeile 124 wechselt die Thematik zu einer Argumentation des Evolutionsvorteils und literarischen Beweisen der zuvor genannten Klischees. Schlussendlich beendet Klimpfinger ihrem Essay mit der Enthüllung der Intention des Textes: Omas müssen sich nicht an die Vorstellung der Rolle der Oma einer Gesellschaft halten. Sie sind Menschen. Genau wie jeder andere.

Der Essay ist großteils in der Bildungssprache geschrieben, wie man es an der exzessiven Verwendung von Adjektiven, wie zum Beispiel „obligatorisch“ (Z. 12), „chauvinistisch“ (Z. 70), „lakonisch“ (Z. 92), „sublimierende“ (Z. 208) und „patriarchal geprägt“ (Z. 221), bemerkt. Hin und wieder schmuggeln sich Wörter aus der österreichischen Umgangssprache ein, ganz besonders sticht das Beispiel „siaßlat“ (Z. 199) heraus, welches ins Hochdeutsche übersetzt süßlich im Sinne von heimtückisch und scheinheilig bedeutet. Während der Anfang des Textes fast ausschließlich parataktisch formuliert wird – diese Satzstruktur könnte auf eine sprachliche Betonung des Inhaltes „Kindheit“ deuten –, wird der Rest mit mehr Satzgefügen als Hauptsätzen gefüllt. Durch diese dem Leser unbewusste Steigerung der sprachlichen Ebene wird genau diesem der Übergang von Kind zu Oma suggeriert.

Wortarten kommen von jeder Sorte ungefähr gleich viele im gesamten Text vor, die sprachliche Steigerung ist hierbei nicht zu bemerken. Jedoch merkt man den sprachlichen Aufwand bei der Kreierung des Textes aufgrund der vielen Stilfiguren. Es sind neben Metaphern, Alliterationen und zwei Ellipsen – „Außer die Oma“ (Z. 24) und „Nein, danke“ (Z. 16) – auch außergewöhnliche, eher seltenere Sprachmittel, wie zum Beispiel Dysphemismen und Oxymora verwendet worden. Ersteres fällt direkt am Anfang bei „erzwungenen Gruppenaktivitäten mit drei-Käse-hohen Altersgenossen“ (Z. 3-5) als Umschreibung für freiwillige Gemeinschaften auf. Die Meinung der Autorin kann hierbei aufgrund der mit Abstand am besten gelungenen Stilfigur direkt erkannt werden und trotzdem schafft sie es, die Kreativität bis zum Schluss des Textes zu steigern. Der „obligatorische Skikurs“ (Z. 12) gefällt dem aufmerksamen Leser jedoch auch richtig gut.

Der Text übt wesentliche Kritik an dem Glauben der Menschen in der Gesellschaft, dass Großeltern gewisse Klischees erfüllen müssen. Doch viele der betroffenen Personen sind nicht einfach nur „Hausfrau[en] und ‚Powerfrau[en]‘“. (Z. 223) Omas und Opas haben Gefühle, Wünsche und Facetten wie jeder andere Mensch. Und dies bringt Klimpfinger in ihrem Essay ideal zum Ausdruck. Aus diesem Grund appelliert sie an die Leserinnen und Leser, der Oma auch außerhalb des Familienbandes freien Raum zu lassen und zu akzeptieren, wie sie ist.